

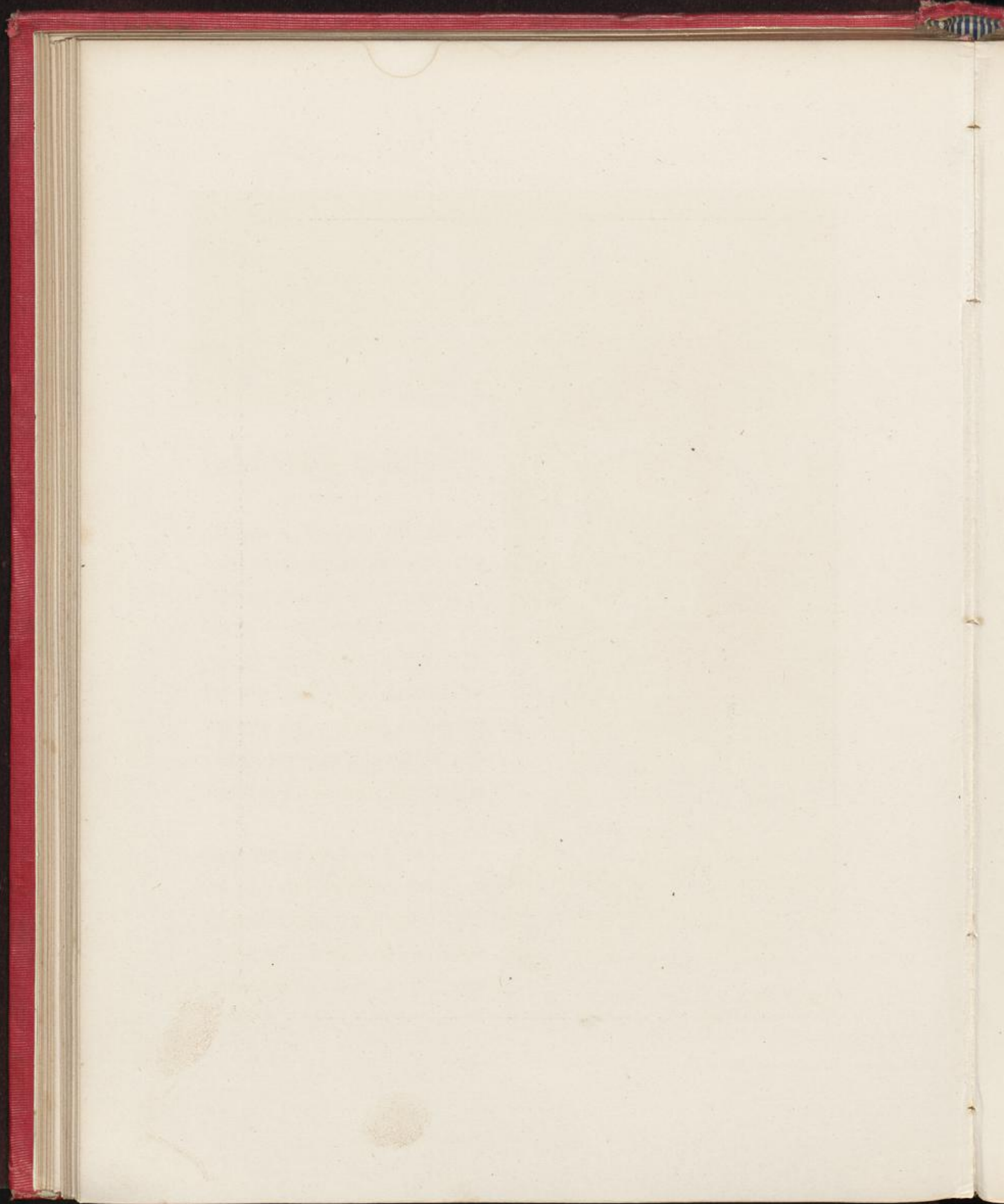


Auf dem Staatshof.

Von Theodor Storm.

Ich kann nur Einzelnes sagen, nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist, ich weiss nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war, oder nur ein Ereigniss, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergiebt, so will ich es erzählen.

Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marschlandschaft, die bis an's Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche



Ebene ausdehnt. Aus dem Norderthor führt die Landstraße eine viertel Stunde Wegs zu einem Kirchdorf, das mit seinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wiesenfläche sichtbar ist. Seitwärts von der Straße hinter dem weiß getünchten Pastorate geht quer durch's Land ein Fußsteig über die „Fennen,“ wie hier die einzelnen fast nur zur Viehweide benutzten Landflächen genannt werden; von einem Heck zum andern, oder auf schmalem Steg über die Gräben, durch welche überall die Fennen von einander geschieden sind.

Hier bin ich in meiner Jugend oft gegangen; ich bin mit einer Anderen. Ich sehe noch das Gras im Sonnenschein funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Kinder, welche wiederläuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus. Zu Ende des Steiges, der fast eine halbe Stunde dauert, unter einer hohen dunkleren Baumgruppe von Rüsten und Silberpappeln, wie sie kein anderes Besitztum dieser Gegend aufzuweisen hat, lag der „Staatshof.“ Das Haus war auf einer mäßig hohen Berge nach der Weise des Landes gebaut; eine sogenannte „Heuberg,“ in welcher die Wohnungs- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind; aber die „Graft,“ welche sich rings umher zog, war besonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derselben die Gebäude umgab, war vor Zeiten mit patrijischem Luxus angelegt.

Das Gehöfte war einst nebst vielen anderen in Besitz der nun gänzlich ausgestorbenen Familie van der Roden, aus der während der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe von Pfennigmeistern und Rathmännern der Landschaft und von Bürgermeistern meiner Vaterstadt hervorgegangen ist. — Neunzig Höfe, so hieß es, hatten sie gehabt, und sich im Uebermuth vernessen, das Hundert voll zu machen. Aber die Zeiten waren umgeschlagen; es war unrecht Gut dazwischen gekommen, sagten die Leute; der liebe Gott hatte sich in's Mittel gelegt, und ein Hof nach dem anderen war in fremde Hände übergegangen. Zur Zeit, wo meine Erinnerung beginnt, war nur der Staatshof noch im Eigenthum der Familie; von dieser selbst aber Nie-

mand übrig geblieben, als die alternde Besizerin und ein kaum vierjähriges Kind, die Tochter eines früh verstorbenen Sohnes. Der letzte männliche Sprosse, ein Taugenichts, wie ihn diejenigen nannten, die sich seiner noch erinnerten, war als fünfzehnjähriger Knabe auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen. Er hatte auf der Fenne eines benachbarten Hofbesizers ein einjähriges Füllen ohne Zaum oder Halfter bestiegen, war dabei von dem scheuen Thiere in die Trinkgrube gestürzt und ertrunken.

Mein Vater war der geschäftliche Beistand der alten Frau Rathmann van der Roden. — Gehe ich rückwärts mit meinen Gedanken und suche nach den Plätzen, die von der Erinnerung noch ein spärliches Licht empfangen, so sehe ich mich als etwa vierjährigen Knaben mit meinen beiden Eltern auf einem offenen Wagen über den ebenen Marschweg dahin fahren; ich fühle plötzlich den Sonnenschein mit einem kühlen Schatten wechseln, der an der einen Seite von ungeheuren Bäumen auf den Weg hinausfällt; und während ich meinen kleinen Kopf über die Lehne des Wagenstuhls reckte, um den breiten Graben zu sehen, der sich neben den Bäumen hinzieht, biegen wir gerade in die Schatten hinein und durch ein offenes Gitterthor. Ein großer Hund fährt wie rasend an der Kette aus seinem beweglichen Hause auf uns zu; wir aber kutschiren mit einem Peitschentuell auf den Hof herauf bis vor die Hausthür, und ich sehe eine alte Frau in grauem Kleide, mit einem feinen, blassen Gesicht und mit besonders weißer Krause auf der Schwelle stehen, während Knecht und Magd eine Leiter an den Wagen legen und uns zur Erde helfen. Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den strengen Duft der Mandwurzel, womit die Marschbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern pflegen; ich sehe auch noch meinen Vater der alten Dame die Hand küssen; dann aber verläßt mich die Erinnerung, und ich finde mich erst nach einigen Stunden wieder, auf Heu gebettet, eine warme sommerliche Dämmerung um mich her. Ich sehe an den aus Heu und Korngarben gebildeten Wänden empor, die um mich her zwischen vier großen Ständern in die Höhe ragen; so hoch, daß der Blick durch ein wüßtes Dunkel hindurch muß, bis er auf's Neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwischen zahllosen Spinnweben aus einem Dachfensterchen hereinfällt. Es ist das so-

genannte „Vierlant,“ worin ich mich befinde; der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unseren Märchen die eigenthümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen „Heuberg“ oder „Hauberg“ erhalten hat. — Es ist volle Sonntagsstille um mich her. Aber ich bin hier nicht allein; in der gedämpften Helligkeit, die durch die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loochie herauffällt, steht ein Mädchen meines Alters; die blonden Härchen fallen über ein blaues Mousenkleid. Sie streckt ihre kleinen Hänste über mir aus und bestreut mich mit Heu; sie ist sehr eifrig, sie köhnt und bückt sich wieder und wieder. „So,“ sagt sie endlich und athmet dabei aus Herzensgrunde, „so, nun bist du bald begraben!“ Und wie ich eine Weile regungslos da liege, sehe ich durch die lose mich bedeckenden Halme, wie sie ihr zartes Köpfschen zu mir niederbengt und wie sie dann plötzlich kehrt macht und sich zu einer alten Bäuerin hinarbeitet, die mit einem Strickstrumpf in der Hand uns gegenüber sitzt. „Wieb,“ sagt sie, indem sie der Alten die Hand von der Wange zieht, „Wieb, ist er todt?“

Was die Alte hierauf geantwortet, erinnere ich nicht mehr; wohl aber, daß wir bald darauf durch einen dunklen Gang auf den Hausflur und von dort eine breite Treppe hinauf in die oberen Räume des Hauses geführt wurden; in ein großes Zimmer mit goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen. Meine Eltern und die übrigen Gäste sind eben von einer gedeckten Tafel aufgestanden, die sich mitten im Zimmer unter einer großen Krystallkrone befindet. Bald sehe ich in eine Serviette geknüpft der kleinen Anne Lene gegenüber; Wieb steht dabei und servirt uns von den Nesten. Ich befinde mich sehr wohl; nur zuweilen stört mich ein Krächzen, das aus der Ferne zu uns herüber dringt. „Höre!“ sag' ich und hebe meine kleinen Finger auf. Die alte Wieb aber kennt das schon lange. „Das sind die Raben,“ sagt sie, „sie sitzen im Baumgarten, wir wollen sie nachher besuchen.“ — Aber ich vergesse die Raben wieder; denn Wieb theilt zum Dessert noch die Zuckertauben von einer Conditortorte zwischen uns, aber es scheint nicht ganz unparteiisch herzugehen; denn Anne Lene erhält immer die Hahnenschwänze und die Kragentauben.

Etwas später sehe ich die Gesellschaft auf den geschlungenen Gartenwegen zwischen den blühenden Büschen promeniren; die alte Dame mit der Fraise, welche am Arme meines Vaters geht, beugt sich zu mir nieder und sagt, indem sie mir den Kopf aufrichtet: „Du mußt dich immer hübsch gerade halten, Kind!“ — Ich glaube noch jetzt, daß von dieser kleinen Ermahnung sich der fast scheue Respekt her schreibt, den ich, so lange sie lebte, vor dieser Frau behalten habe. — Doch schon faßt Wieb mich bei der Hand, und führt uns weit umher auf den sonnigen Steigen; zuletzt bis zur Graft hinunter, an der ein gerader Steig entlang führt. So gelangen wir zu einem Gartenpavillon, in welchem die Gesellschaft bei offenen Thüren am Kaffeetische steht. Wir werden hereingerufen, und, da ich jünger, nimmt meine Mutter einen Zuckerkringel aus dem silbernen Kuchenkorb und zeigt mir den. Aber ich fürchte mich; ich habe gesehen, daß das hölzerne Haus auf dünnen Pfählen über dem Wasser steht; bis endlich doch die vorgehaltene Lockspeise und die bunten Schäferbilder, die drinnen auf die Wände gemalt sind, mich bewegen hineinzutreten.

Mir ist, als hätte ich es mit einem besonders angenehmen Gefühl mit angesehen, wie Anne Lene von meiner Mutter auf den Schooß genommen und geküßt wurde. Späterhin mögen die Männer, wie es dort gebräuchlich ist, zur Beschäftigung der Kinder auf das Land hinaus gegangen sein; denn ich habe die Erinnerung, als sei bald eine Stille um mich gewesen, in der ich nur die sanfte Stimme meiner Mutter und andere Frauenstimmen hörte. Anne Lene und ich spielten unter dem Tische zu ihren Füßen; wir legten den Kopf auf den Fußboden und horchten nach dem Wasser hinunter. Zuweilen hörten wir es plätschern, dann hob Anne Lene ihr Köpfschen auf und sagte: „Hörst du, das thut der Fisch!“ Endlich gingen wir in's Haus zurück, es war kühl und ich sah die Büsche des Gartens alle im Schatten stehen. Dann fuhr der Wagen vor, und in dem Schlummer, der mich schon unterwegs überkam, endete dieser Tag, von dem ich bei ruhigen Nachsinnen nicht außer Zweifel bin, ob er ganz in der erzählten Weise jemals da gewesen, oder ob nur meine Phantasie die zerstreuten Vorfälle verschiedener Tage in diesen einen Mahnen zusammen gedrängt hat.

Späterhin, als sich allmählig die Hilfsbedürftigkeit des Alters einstellte, zog die Frau Rathmann von der Roden mit ihrer Enkelin in die Stadt, und ließ den Hof unter der Aufsicht des früheren Bauknechts Marten und seiner Ehefrau, der alten Wieb. Vor dem Hause, welches sie einige Straßen von dem unsern entfernt bewohnte, standen granitne Pfeilersteine, die durch schwere eiserne Ketten mit einander verbunden waren. Wir Jungen, wenn wir auf unserem Schulwege vorübergingen, unterließen selten uns auf diese Ketten zu setzen und, mit Tafel und Kanzen auf dem Rücken, einige Male hin- und herzuschaukeln. Aber ich erinnere noch gar wohl, wie wir auseinander hoben, wenn Einer von uns das Gesicht der alten Dame hinter den Geranienbäumen am Fenster gewahrte, oder gar, wenn sie mit einer gemessenen Bewegung den Finger gegen uns erhobene hatte.

Dehngedachtet ließ ich mir gern, was öfters geschah, vom Vater eine Bestellung an sie auftragen. Ich weiß nicht mehr, war es das kleine zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Maritäten ich in besonders begünstigter Stunde mit ihr beschauen durfte: die goldenen Schaumünzen, die seidnen Tücher mit den bunten Schächerbildern oder oben auf dem Aufsatz der Schatulle die beiden Pagoden von buntem chinesischen Porzellan, die schon vom Flur aus durch die Fenster der Stubenthür meine Augen auf sich zogen. Am Sonnabend Nachmittag stellte ich mich regelmäßig ein, um die Frau Rathmann mit der kleinen Anne Yene zum Sonntag auf den Kaffee einzuladen, was bis zur letzten Zeit vor ihrem Absterben ebenso regelmäßig von ihr angenommen wurde. Am Tage darauf präcise um drei Uhr hielt dann die schwere Klosterlutsche vor unserer Haustreppe; unsere Mägde hoben die alte Dame und ihre Enkelchen aus dem Wagen und meine Mutter führte sie in das Festzimmer des Hauses, das schon von dem Dufte des Kaffees und des sonntäglichen Gebäckes erfüllt war. Wenn dann die Enveloppen und Tücher abgelegt waren, und die beiden Damen sich gegenüber an dem sauber servirten Tische Platz genommen hatten, durften auch wir Kinder uns an ein Nebentischchen setzen, und erhielten unseren Antheil an den „Eiermahnen“ und „Bieschen,“ oder wie sonst die schönen Sachen damals heißen mochten. Mir ist indessen, wenn ich dieser Sonn-

tag-Nachmittage gedenke, als sei ich niemals unglücklicher in den Versuchen gewesen, meinen Kaffee aus der Ober- in die Untertasse umzuschütten; und ich fühle noch die strengen Blicke, die mir die alte Dame von ihrem Tische aus hinübersandte, während meine Mutter mir meine kleine Gespielin zum Muster aufstellte, von der ich nicht erinnere, daß sie jemals beim Trinken die Serviette oder ihr weißes Kleid befleckt hätte.

Ein solcher Sonntag-Nachmittag, nachdem schon einige Jahre in dieser Weise vorübergegangen waren, ist mir besonders im Gedächtniß geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtsein des Feiertags in unserem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waschhaus gelangt, das am Ende desselben lag. Auch hier hatte sich der Sonntag bemerklich gemacht; die hölzernen Tische waren geschweert, die holländischen Klinter, womit der Boden gepflastert war, sahen so feucht und frisch gespült aus; dabei war eine so liebliche Stille, daß ich mich fast gedankenlos an einen Tisch lehnte und auf das träumerische Gackeln der Hühner lauschte, das aus dem anklopfenden Hühnerhof zu mir herein drang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhause aus der Keller-Etage das Kaffeegeschirr herauf tragen, das Klirren der Tassen und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Straße her das Anfahren der Kutsche und bald darauf das Aufschlagen der Hausthür. Ich sah im Geiste meine Mutter mit ihren Gästen in das Kaffeezimmer treten; aber das süße Gefühl, die Nachmittagsfeier so ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, in's Haus hinauf zu gehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegenschwarms, der in der Sonne an der offenen Thür geseßen. — Anne Yene war unbemerkt heran getreten. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin und her schwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. Sie nickte mir zu, ohne weiter heran zu treten und sagte dann: „Du sollstst herein kommen!“

Ich kam noch nicht; meine Augen haftenen noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Tücher, den sie in der Hand hielt: „Willst du nicht

kommen, Marx?" fragte sie endlich, „Großmutter hat gesagt, wir sollten einmal die Menuet wieder mit einander üben.“

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzschule diese altfränkischen Künste auf den gemeinsamen Wunsch der Frau Rathmann und meines Vaters mit besonderer Sorgfalt eingeübt. Wir gingen also hinein; ich machte meine Reverenz vor Anne Lene's Großmutter, und trank, um mich schon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit besonderer Behutsamkeit. Späterhin, als mein Vater in's Zimmer getreten war und sich mit seiner alten Freundin in geschäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und setzte sich an das aufgeschlagene Clavier. Sie hatte den Don Juan auf's Tapet gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Compliment, wie der Tanzmeister es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf, sie neigte sich höflich, sie erhob sich wieder und als die Melodie erklang: „Du reißest mich vor Allen; Berlinchen tanz' mit mir,“ da glitten die kleinen Füße in den Corduanstiefelchen über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während die Fingerspitzen der anderen das Kleid empor hoben. Sie lächelte; das feine Gesichtchen strahlte ganz von Stolz und Amnuth. Meine Mutter, während wir hin und her schaffirten, uns näherten und verneigten, sah schon lange nicht mehr auf ihre Takt; auch sie, wie ihr Sohn, schien die Augen nicht abwenden zu können von der kleinen schwebenden Gestalt, die in graciöser Gelassenheit die Louren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf diese Weise bis zum Trio gelangt sein, als die Stubenthür sich langsam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintret, der Sohn eines Schuhlickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Mäuler- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete. „Was will der?“ fragte Anne Lene, als meine Mutter einen Augenblick inne hielt. — „Ich wollte mit Marx spielen,“ sagte der Junge, und sah verlegen auf seine groben Nagelschuhe.

„Sehe dich nur, Simon,“ erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus ist; dann könnt ihr

alle mit einander in den Garten gehen.“ Damit nickte sie zu uns hinüber, und begann das Trio zu spielen. Ich avancirte; aber Anne Lene kam mir nicht entgegen; sie ließ die Arme herab hängen und musterte mit unerkennbarer Verdrossenheit den struppigen Kopf meines Spielkameraden.

„Nun,“ fragte meine Mutter, „soll Simon nicht sehen, was ihr gelernt habt?“

Allein die kleine Patrijierin schien durch die Gegenwart dieser Werkeltags-Erscheinung in ihrer idealen Stimmung auf eine empfindliche Weise gestört zu sein. Sie legte den Fächer auf den Tisch und sagte: „Laß Marx nur mit dem Jungen spielen.“

Ich fühle noch jetzt mit Beschämung, daß ich dem schönen Kinde zu gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue, meinen plebejischen Günstling fallen ließ. „Geh nur Simon,“ sagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Lust zu spielen!“ Und der arme Junge rutschte von seinem Stuhl und schlich sich schweigend wieder von dannen.

Meine Mutter sah mich mit einem durchdringenden Blick an; und sowohl ich wie Anne Lene, als diese späterhin in ein näheres Verhältniß zu unserem Hause trat, haben noch manche kleine Predigt von ihr hören müssen, die aus dieser Geschichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen tausenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nicht an Simon, ich dachte nichts als Anne Lene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergessenes Arbeitskörbchen in's Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerpflättchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Baarschaft möglich geworden war.

Etwa ein Jahr später kam ich eines Nachmittags auf der Heimkehr von einer Ferienreise an Anne Lene's Wohnung vorüber. Da die Hausthür offen stand, so fiel es mir ein hinein zu gehen, um eine Kleinigkeit, die ich unterwegs für sie eingehandelt hatte, schon jetzt in ihre Hand zu legen. Ich trat in den Flur und blickte durch die Glasscheiben der Stubenthür; aber ich gewahrte Niemanden. Es war eine seltsame Einsamkeit im Zimmer; der weiße Sand lag unberührt auf der Diele, und drüben der Spiegel war mit weißen Damasttüchern

zugesteckt. Während ich dies betrachtete und eine unbewusste Schen mich hinderte hineinzutreten, hörte ich in der Tiefe des Hauses eine Thür gehen, und bald darauf sah ich meinen Vater mit einem schwarz gekleideten Kinde an der Hand auf mich zukommen. Es war Anne Lene, ihre Augen waren vom Weinen geröthet, und über der schwarzen Flortrause erschien das blasse Gesicht, und die feinen goldklaren Haare noch um vieles zärtlicher, als sonst. Mein Vater begrüßte mich und sagte dann, indem er seine Hand auf den Kopf des Mädchens legte: „Ihr werdet jetzt Geschwister sein; Anne Lene wird als meine Mündel von nun an in unserem Hause leben, denn ihre Großmutter, deine alte Freundin, ist gestorben.“

Ich hörte eigentlich nur den ersten Theil dieser Nachricht; denn die bestimmte Aussicht, nun fortwährend in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens zu sein, erregte in meiner Phantasie eine Reihe von heiteren Vorstellungen, die mich den Ort, an welchem wir uns befanden, vollständig vergessen machten. Ich merkte es kaum, als Anne Lene ihre Arme um meinen Hals legte und mich küßte, während ihre Thränen mein Gesicht benetzten.

Einige Tage darauf fand das Leichenbegängniß statt mit aller Feierlichkeit patrijzischen Herkommens, so wie die Verstorbene es bei Lebzeiten in allen Punkten selbst verordnet hatte. Ich befand mich mit meiner Mutter und Anne Lene im Sterbehause. Noch sehr wohl erinnere ich mich, wie das Geläute der Glocken, die gedämpfte Rede, welche in der alle die schwarzen Leute mit einander verkehrten, und die kolossalen florbehangenen Wachskerzen, welche brennend vor dem Sarge hinaus getragen wurden, ein angenehmes Feiertagsgefühl in mir erregten, das dem unwillkürlichen Grauen vor diesem Gepränge vollkommen die Wage hielt.

Am anderen Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Anne Lene war nun zwar mit mir in einem Hause, aber die Zeit unseres Beisammenseins bestand nicht mehr wie sonst nur in sonntäglichen Spielstunden. Meine Hausarbeiten für das Gymnasium wurden von meinem Vater noch strenger überwacht als sonst; und Anne Lene war außer ihren Schulstunden meist unter der Aufsicht der Mutter beschäftigt. Während meiner Freistunden nahmen die eigentlichen Knabenspiele einen immer größeren Raum ein, und ich habe

meine kleine Freundin niemals bewegen können unsere Räuberspiele mitzumachen, oder auch nur in dem türkischen Zelte Platz zu nehmen, das ich von alten Teppichen in der Spitze eines Birnbaumes aufgeschlagen hatte.

Nur eine Freude blieb uns fast während unserer ganzen Jugend gemeinschaftlich. — Die Vändereien des Staatshofes waren seit dem Tode der alten Frau Rathmann an einen benachbarten Hofbesitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Werkstätte unter der Aufsicht der alten Wieb und ihres Mannes ließ. Da der Hof nur eine halbe Stunde von der Stadt lag, so war uns ein für alle Mal erlaubt, Sonntags nach Lische dort hinaus zu gehen. Und wie oft sind wir diesen Weg gegangen! Auf der ebenen Marschlandstraße bis zum Dorfe und dann seitwärts über die Fennen von einem Heck zum andern, bis wir die dunkle Baumgruppe des Hofes erreicht hatten, die schon beim Austritt aus der Stadt auf der weiten Ebene sichtbar war. Wie oft beim Gehen wandten wir uns um und maachen die Strecke, die wir schon zurück gelegt hatten und sahen zurück nach den Thürmen der Stadt, die im Sonnendufte hinter uns lagen! Denn mir ist, als habe an jenen Sonntag-Nachmittagen immer die Sonne geschienen und als sei die Luft über dieser endlosen grünen Wiesenfläche immer voll von Verdengensang gewesen.

Den alten Eheleuten auf dem Hofe war im unteren Stock des Hauses ein früher von der Familie bewohntes Zimmer zu Benutzung angewiesen; allein sie bewohnten nach eigener Wahl nach wie vor das Gefindezimmer, da dieses mit dem Stall und den übrigen Wirtschaftsräumen in Verbindung stand. Gewöhnlich kam uns der alte Marten in sonntäglich weißen Hemdärmeln schon vor dem Thore entgegen; er konnte es nicht lassen, nach seinen jungen Gästen anzusehen. Hatten wir uns etwas verspätet, so trafen wir ihn wohl schon auf unserem Wege draußen auf den Fennen. Im Zimmer pflegte dann auf dem langen blank geschuerten Tische schon der Kaffeekessel seinen angenehmen Duft zu verbreiten, und die alte Wieb, wenn sie mir die Hand gegeben und ihrem Lieblingskinde die heißen Haare von der Stirn gestrichen hatte, schenkte uns viele Tassen ein, so viele, als wir irgend trinken konnten, und dann noch eine „für's Nöthigen,“ wie sie sagte. Wenn wir uns auf die

Weise erquickt hatten und das Gesicht wieder abgeräumt war, holte die Alte ihr Rad aus dem Winkel hinter der Tragstiege hervor und begann zu spinnen. Sie ließ dann wohl den Faden durch Anne Lene's Finger gleiten und zeigte uns die Glätte und Feinheit desselben; denn, wie sie mir später einmal vertraute, es sollte aus dem Klachse, den sie Sonntags spann, das Brautlinnen für ihre junge Herrschaft gewebt werden. Aber es duldete uns nicht lange neben ihr; wir ruhten nicht, bis sie uns ihr großes Schlüsselbund eingehändigte hatte, in dessen Besitz wir dann die dunkle Treppe nach dem oberen Stockwerk hinaufstiegen und eine nach der andern die Thüren zu den verödeten Zimmern aufschlossen, in denen die feuchte Marschlufft schon längst an Decken und Wänden ihren Zersörungs-Prozeß begonnen hatte. Wir betraten diese Räume mit einer gewissen listernen Neugierde, obgleich wir wußten, daß nichts darin zu sehen sei, als die halberloschenen Tapeten und etwa in dem einen Seitenzimmer das leere Bettgerüst der verstorbenen Besizer. Wenn wir zu lange blieben, rief die Alte uns wohl herunter und schickte uns in den Garten, der vor dem Hause lag. Aber die Einsamkeit, die oben in den verlassenen Zimmern herrschte, war auch dort. Wohin man sehen mochte, zwischen den hohen Sträuchern hing das Gespinnst der Jungfernerbe; über den mit Gras bewachsenen Steigen in den rothblühenden Himbeerbüschen hatten die Wespen ihre pappenen Nester aufgehoben. Obwohl seit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, so wuchs doch Alles in der größten Leppigkeit durch einander, und Mittags in der schwülen Sommerzeit, wenn Jasmin und Caprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie in Duft begraben. — Anne Lene und ich drangen gern auf's Geradenwohl in diesen Blütenwald hinein, um uns den Reiz eines gefahrlosen Irrernehmens zu verschaffen; und nicht selten glückte es, daß wir uns nach der feuchten Laube im Winkel des Gartens hinarbeiten meinten, und statt dessen unerwartet vor dem alten Pavillon standen, welcher jetzt zur zeitweiligen Aufbewahrung von Sommerrüchten diente. Dann sahen wir durch die erblindeten Fensterscheiben nach dem zärtlichen Schäferpaar hinüber, das noch immer, wie vor Jahren, auf der Mitte der Wand im Grase kniete, und rüttelten vergebens an den Thüren, welche von der alten Wieg sorgfältig verschlossen

gehalten wurden; denn der Fußboden drinnen war unsicher geworden und hier und dort konnte man durch die Ritzen in den Dielen auf das darunter stehende Wasser sehen.

So verging die Zeit. — Anne Lene war, ehe ich mich dessen versehen, ein erwachsenes Mädchen geworden, während ich noch kaum zu den jungen Menschen zählte. Ich bemerkte dies eigentlich erst, als sie eines Tages mit veränderter Frisur in's Zimmer trat. Seitdem sie selbst für ihre Kleidung sorgte, war diese fast noch einfacher als zuvor; besonders liebte sie die weiße Farbe, so daß mir diese in der Erinnerung von der Vorstellung ihrer Persönlichkeit fast unzertrennlich geworden ist. Nur einen Luxus trieb sie; sie trug immer die saubersten und knappsten Handschuhe, und da sie dessen ungeachtet sich nicht scheute, überall damit hinzufassen, so mußte das getragene Paar bald durch ein neues ersetzt werden. Meine bürgerlich-sparsame Mutter schüttelte vergebens darüber den Kopf. Aus dem nachgelassenen Schmuckkästchen ihrer Großmutter nahm sie an ihrem Confirmationstage ein kleines Kreuz von Diamanten, das sie seitdem an einem schwarzen Bande um den Hals trug. Sonst habe ich niemals einen Schmuck an ihr gesehen.

Die Zeit rückte heran, wo ich zum Studium der Arzneiwissenschaft die Universität besuchen sollte. — In Anne Lene's Gesellschaft machte ich meinen Abschiedsbesuch bei unseren alten Freunden auf dem Staatshof. Wir kamen eben von einer Feine, wo der Pächter, wie es dort gebräuchlich ist, seine Napssaat-Erndte auf einem großen Segel ausdreschen ließ. Nach der Sitte des Landes, die bei der schweren Arbeit den Leuten in jeder Weise gestattet sich die Brust zu lüften, waren wir mit einem ganzen Schauer von Schimpf- und Neckworten überschüttet worden; weder meine rothe Schülmütze, noch meine damals allerdings „in's Kraut geschossene“ Figur war verschont geblieben. Auch Anne Lene hatte ihr Theil bekommen; aber man wußte kaum, waren es Spottreden oder unbewusste Huldigungen; denn Alles bezog sich am Ende doch nur auf den Gegensatz ihres zarten Wesens zu der derben und etwas schwerfälligen Art des Landes. Und in der That, wenn man sie be-

trachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße so leicht über das Gras dahin schritten, so konnte man kaum glauben, daß sie hier zu Haus gehöre. Das kleine Kreuz, welches an dem schwarzen Bändchen an ihrem Halse funkelte, mochte bei den Arbeitern diesen Eindruck noch vermehren helfen.

Als wir auf die Berste kamen, fanden wir die alte Wieb im Bank mit einer Bettlerin vor der Hausthür stehen, die sie vergeblich abzuweisen suchte. Die leidenschaftlichen Geberden dieses noch ziemlich jungen Weibes waren mir wohl bekannt; sie ging auch in der Stadt alle Sonnabend von Thür zu Thür, und zehrte dabei seit Jahren an dem Gedanken, daß sie von dem alten Rathmann van der Roden, dem in seiner Amtsführung die obervormundschaftlichen Angelegenheiten übertragen waren, um ihr mütterliches Erbtheil betrogen sei. Sie war in Folge derartiger Aeußerungen schon mehrfach zur Strafe gezogen; und jetzt schien sie, nach dem beiderseitigen Betragen zu urtheilen, fest entschlossen, auch der alten Dienerin der van der Rodenschen Familie diese verhasste Geschichte vorzutragen.

Die Streitenden rührten sich bei unserer Ankunft in ihrem Eifer nicht von der Stelle, und da wir nach dem Klur zwischen beiden hindurch mußten, so nahm Anne Lene ihr Kleid zusammen, um nicht an das der Bettlerin zu streifen.

Aber diese vertrat ihr den Weg. „Ei, schöne Mamsell!“ sagte sie, indem sie einen tiefen Knix vor ihr machte und mit einer abscheulichen Koketterie ihre durchlöchernten Röcke schwenkte, „habe sie keine Angst, meine Lumpen sind alle gewaschen! Freilich die seidnen Bändchen sind längst davon, und die Strümpfe, die hat dein Großvater selig mir ausgezogen; aber wenn dir die Schuhe noch gefällig sind?“

Und bei diesen Worten zog sie die Schlumpfen von den nackten Füßen und schlug sie an einander, daß es klaffte. „Greif zu, Goldkind!“ rief sie, „greif zu! Es sind Bettelmannschuhe, du kannst sie bald gebrauchen.“

Anne Lene stand ihr völlig regungslos gegenüber; Wieb aber, deren Augen mit Aengstlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Tasche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun Trin!“ sagte sie, „du kannst zur Nacht

wiederkommen; was hast du nun noch hier zu suchen?“

Allein diese ließ sich nicht abweisen. Sie richtete sich hoch auf, indem sie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabsah. „Was ich hier zu suchen habe?“ fragte sie und verzog ihren Mund, daß das ganze blendende Gebiß zwischen den Lippen hervortrat; „mein Muttergut suche ich, womit ihr die Löcher in eurem alten Dache zugestopft habt.“

Wieb machte Miene, Anne Lene in's Haus zu ziehen.

„Weißt sie nur, Mamsell!“ sagte das Weib und ließ die empfangene Münze in ihre Tasche gleiten, „ich gehe schon; es ist hier doch nichts mehr zu finden. Aber,“ fuhr sie fort mit einer geheimnißvollen Geberde sich gegen die Alte neigend, „auf deinem Heuboden schlafe ich nicht wieder. Es geht was um in eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Zugen. Wenn nur das alte hoffärtige Weib noch mit darunter säße, damit ihr alle auf einmal euren Lohn bekämet!“

Auf Anne Lene's Antlitz drückte sich ein Erstaunen aus, als sei sie durch diese Worte wie von etwas völlig Unmöglichem betroffen worden. „Wieb,“ rief sie, „was sagt sie, wen meint sie, Wieb?“

Wieb übermannte bei dem Anblick meiner jungen hülflosen Freundin der Born, und ehe das Weib zu einer Antwort Zeit gewann, packte ich sie am Arm und zerete sie den Hof hinunter bis draußen auf den Weg. Aber noch, als ich das Gitterthor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Berste hinauf ging, hörte ich sie ihre leidenschaftlichen Verwünschungen ausstoßen. „Geh nach Hans, Junge,“ schrie sie mir nach, „dein Vater ist ein ehrlicher Mann; was läufst du mit der Dirne in der Welt umher!“ —

Drinne im Gesindezimmer fand ich Anne Lene vor ihrer alten Wärterin auf den Knien liegen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Wieb,“ sprach sie leise, „sag' mir die Wahrheit, Wieb.“

Die Alte schien um Worte verlegen. Sie schalt auf die Bettlerin, und redete Dies und Das von allgemeinen Dingen, indem sie ihre rauhe Hand lieblosend über das Haar ihres Lieblings hingleitete. „Was wird es sein,“ sagte sie, „dein Großvater und dein Urogroßvater waren große Leute; die Armen sind immer den Reichen heimlich feind!“

Anne Lene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und sah sie zweifelnd an. „Es mag doch wohl anders gewesen sein, Lieb;“ sagte sie traurig, „du mußt mich nicht belügen!“

Was weiter zwischen den Beiden gesprochen worden, weiß ich nicht; denn ich verließ nach diesen Worten das Zimmer, da ich glaubte, die Alte werde das Gemüth des Mädchens leichter zur Ruhe sprechen, wenn sie allein sich gegenüber wären. — Aber nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Anne Lene's Hals verschwunden, und ich habe dieses Zeichen alten Glanzes niemals wieder von ihr tragen sehen.

Ich mochte etwa ein Jahr lang in der Universitätsstadt gewesen sein, als ich durch einen Brief meines Vaters die Nachricht von Anne Lene's Verlobung mit einem jungen Edelmann erhielt. Er theilte mir die Sache mit, ohne ein Wort der Billigung oder Mißbilligung von seiner Seite hinzuzufügen. — Der Bräutigam war mir wohl bekannt; seine Familie stammte aus unserer Stadt, und er selbst hatte sich kurz vor meiner Abreise wegen einer Erbschafts-Angelegenheit dort aufgehalten. Da er sich hiebei meines Vaters als Geschäfts-Beistandes bediente, und keine weiteren Bekanntschaften in der Stadt hatte, so war er in unserer Hause ein oft gesehener Gast geworden. — Wir waren die blanten braunen Augen dieses Menschen vom ersten Augenblick an zuwider gewesen; und auch jetzt noch schienen sie mir nichts Gutes zu versprechen. Dennoch sagte ich mir selbst, daß diese Meinung keine unparteiische sei. Ich war von dem Herrn Kammerjunker als ein junger bürgerlicher Mensch von vorne herein mit einer mir sehr empfindlichen Oberflächlichkeit behandelt worden; er hatte in meiner Gegenwart in der Regel gethan, als ob ich gar nicht vorhanden sei; was aber das Schlimmste war, ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er meiner jungen Freundin nicht in gleichem Grade wie mir mißfallen wollte.

Obgleich die seit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Anne Lene, da sie keine Erwiderung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, so wurde ich doch jetzt durch die Nachricht ihrer Verbindung mit einem mir so verhassten Manne auf das Heftigste erschüttert, und

ich darf wohl sagen, beunruhigt. Meine Phantasie ließ nicht nach, mir die kleinsten Züge seines Wesens wieder und wieder vor Augen zu führen; und besonders mußte ich mich eines übrigens geringfügigen Vorfalles erinnern, der mich gegen die Natur dieses Menschen in völligen Widerspruch setzte.

Es war im Spätsommer; unsere Familie saß in der Ligusterlaube beim Nachmittags-Kaffee, wozu, außer dem alten Syndicus, auch der Kammerjunker sich eingefunden hatte. Die Herren mochten, ehe ich hinzukam, geschäftliche Sachen erörtert haben; denn das alte Porzellan-Schreibzeug meines Vaters stand neben dem übrigen Geschirre auf dem Tische. Anne Lene ging in stiller Geschäftigkeit ab und zu; bald um im Hause die Bunzlauer Kerze auf's Neue zu füllen, bald um die Wachskerze für die Thonpfiste des Syndicus anzuzünden, die über dem Plaudern immer wieder ausging. Das Gespräch der beiden älteren Herren hatte sich mittlerweile auf städtische Angelegenheiten gewandt, welche für den Fremden wenig Interesse boten. Er hatte die Arme vor sich auf den Tisch gestreckt und schien seinen eigenen Gedanken nachzugehen; nur wenn draußen zwischen den sonnigen Beeten das Kleid des jungen Mädchens sichtbar wurde, hob er die Augenlider und sah nach ihr hinüber. Es war in diesem lässigen Anschauen etwas, das mich in einen ohnmächtigen Bohn versetzte; zumal als ich sah, wie Anne Lene die Augen niederschlug und sich, wie um Schutz zu suchen, an meiner Mutter Seite auf das äußerste Ende der Bank setzte. Der Kammerjunker, ohne sie weiter zu beachten, hauchte eine Räude, die eben an ihm vorüberflog. Ich sah, wie er sie an den Klägeln sorgsam zwischen seinen Fingern hielt; wie er den Kopf herabneigte und die hilflosen Bewegungen des Geschöpfes mit Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Nach einer Weile nahm er die neben ihm liegende Schreibfeder, tauchte sie in das Dintefäß und begann nun nacheinander Kopf und Brustschild seines kleinen Opfers in langsamen Zügen damit zu bestreichen. Bald aber änderte er sein Verfahren; er zog die Feder zurück und führte sie wie zum Stöße wiederholt gegen die Brust der Creatur, welche mit den feinen Füßen die auf sie eindringende Spitze vergebens von sich abzumehren strebte. Seine blanten Augen waren ganz in dies Geschäft vertieft. Endlich aber schien er dessen überdrüssig zu werden;

er durchstach das Thier und ließ es vor sich auf den Tisch fallen, indem er zugleich eine Frage meines Vaters beantwortete, die seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte. — Ich hatte wie gebannt diesem Vorgange zugehört; und Anne Lene schien es eben so ergangen; denn ich hörte sie aufathmen, wie Jemand, der von einem auf ihm lastenden Druck mit einem Mal befreit wird.

Einige Tage darauf vermisten wir Anne Lene bei der Mittagstafel, was sonst niemals zu geschehen pflegte. — Als ich, um sie zu suchen, in den Garten trat, begegnete mir der Kammerjunker, der wie gewöhnlich mit einem halben Kopfnicken an mir vorbeipassirte. Da ich Anne Lene nicht gewahrte, so ging ich in den unteren Theil des Gartens, in welchem mein Vater eine kleine Baumschule angelegt hatte. Hier stand sie mit dem Rücken an einen jungen Apfelbaum gelehnt. Sie schien ganz einem innern Erlebniß zugewendet; denn ihre Augen starrten unbeweglich vor sich hin, und ihre kleinen Hände lagen festgeschlossen auf der Brust. Ich fragte sie: „Was ist denn Dir begegnet, Anne Lene?“ Aber sie sah nicht auf; sie ließ die Arme sinken und sagte: „Nichts, Marg; was sollte mir begegnet sein?“ Zufällig aber hatte ich bemerkt, daß die Krone des kleinen Baumes wie von einem Pulschlage in gleichmäßigen Pausen erschüttert wurde, und es überkam mich eine Ahnung dessen, was hier geschehen sein könne; zugleich ein Reiz, Anne Lene fühlen zu lassen, daß sie mich nicht zu täuschen vermöge. Ich zeigte mit dem Finger in den Baum und sagte: „Sieh nur, wie Dir das Herz klopf!“

Diese Vorfälle, welche damals bei der kurz danach erfolgten Abreise des Kammerjunkers bald von mir vergessen waren, ließen nun nicht ab mich zu beunruhigen, bis sie endlich von den Leiden und Freuden des Studentenlebens aufs Neue in den Hintergrund gedrängt wurden.

Ich habe nicht von mir zu reden. Etwas zwei Jahre später im Oftern kehrte ich als junger **Doctor promotus** in die Heimath zurück. Schon vorher hatte man mir geschrieben, daß das fort-dauernde Sinken der Landpreise den Verkauf des Staatshofes nöthig machen werde, und daß Anne Lene aus einer immerhin noch reichen Erbin wahr-

scheinlich ein armes Mädchen geworden sei. Nun ersuhr ich noch dazu, daß auch ihre Verlobung sich aufzulösen scheine. Die Briefe des Bräutigams waren allmählig seltener geworden und seit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Anne Lene hatte das ohne Klage ertragen; aber ihre Gesundheit hatte gelitten und sie befand sich gegenwärtig schon seit einigen Wochen zu ihrer Erholung draußen auf dem Staatshof, wo man eines der kleineren Zimmer in der Ober-Stage für sie in Stand gesetzt hatte.

Obwohl ich seit ihrem Brautstande nicht an sie geschrieben, so konnte ich doch nicht unterlassen noch am Tage meiner Ankunft zu ihr hinaus zu gehen. — Es war schon spät Nachmittags, als ich den Staatshof erreichte. Die alte Wieb fand ich draußen auf dem Wege an einem Heck stehen, von wo ein Fußsteig über die Fennen nach dem Deiche zu führte. Sie hatte mich nicht kommen sehen, da sie den Rücken gegen den Weg kehrte, und als ich unvermerkt ihre harte Hand erfaßte, vermochte sie mich erst nicht zu erkennen. Bald aber trat ein Ausdruck der Freude in das alte Gesicht, und sie sagte: „Gott sei Dank, daß Du da bist, Marg! So eine treue Seele thut uns grade noth!“

„Wo ist Anne Lene?“ fragte ich. Die Alte zeigte mit der Hand in's Land hinaus und sagte bekümmert: „Da geht sie wieder in der Abendluft!“

Etwas auf dem halben Wege nach dem Haf-Deiche, der hier nördlich von dem Hofe die Landschaft gegen das Meer hin abschließt, sah ich eine weibliche Gestalt über die Fennen gehen. „Seh nur den Kessel an's Feuer, Wieb,“ sagte ich, „ich will sie holen, wir kommen bald zurück.“ Nach einer Weile hatte ich Anne Lene erreicht. Als ich ihren Namen rief, stand sie still und wandte den Kopf nach mir zurück. Ich fühlte plötzlich, wieviel von ihrem Bilde in meiner Erinnerung erloschen sei. So lieblich hatte ich sie mir nicht gedacht; und doch war sie dieselbe noch; nur die Augen unter den feinen blonden Locken schienen dunkler geworden, und die Linien des zarten Profils waren ein wenig schärfer gezogen als vor Jahren. Ich faßte ihre beiden Hände. „Liebe Anne Lene,“ sagte ich, „ich bin eben angekommen; ich wollte Dich noch heute sehen!“

„Ich danke Dir, Marg,“ erwiderte sie, „ich wußte, daß Du dieser Tage kommen würdest.“ —

Aber ihre Gedanken schienen nicht bei diesem Willkommen zu sein; denn sie wandte ihre Augen sogleich wieder von mir ab und begann auf dem Fußsteige weiter zu gehen. „Begleite mich noch ein wenig,“ fuhr sie fort, „wir gehen dann zusammen nach dem Hof zurück.“

„Aber es wird kalt, Anne Lene?“

„Oh, es ist nicht so kalt,“ sagte sie, indem sie das große Shawltuch fester um die Schultern zog. — So gingen wir dann weiter. Ich suchte allerlei Gespräch; aber keines wollte gelingen. Es wurde schon abendlich; ein feuchter Nordwest wehte vom Meer über die Landschaft, und vor uns auf dem Hafendeich sah man gegen den braunen Abendhimmel einzelne Fuhrwerke wie Schattenspiel vorbeipassiren. Nach einer Weile bemerkte ich einen Mann an einem Ast des Deiches herabsteigen und uns auf dem Fußwege entgegen gehen. Es war der Postbote, der zweimal in der Woche für die Hof-Besitzer die Briefe aus der Stadt holte. Ich fühlte, wie Anne Lene ihren Schritt beeilte, da er in unsere Nähe kam. „Hast Du etwas für mich, Carsten?“ fragte sie und suchte dabei in ihrer Stimme vergebens eine innere Unruhe zu verbergen.

Der Bote blätterte in seiner Ledertasche zwischen den Briefen umher. „Für dieses Mal nicht, liebe Kamsell!“ sagte er endlich mit einer verlegenen Freundlichkeit, indem er die aufgehobene Klappe wieder über seine Tasche fallen ließ. Er mochte ihr diese Antwort wohl schon oft gegeben haben. Anne Lene schwieg einen Augenblick. „Es ist gut Carsten,“ sagte sie dann, „Du kommst erst mit uns gehen und Abendbrod essen.“ — Sie schien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben; denn sie kehrte bei diesen Worten um, und wir gingen mit dem Boten nach dem Hof zurück. Die Dämmerung war schon stark hereingebrochen. Von dem Ackerstück, an welchem wir vorüber kamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen; mitunter flog ein Kiebitz schreiend vor uns auf, und auf den Weiden stand schon das Vieh in dunklen unkenntlichen Massen beisammen. Wir hatten auf dem Rückwege, als geschehe es im Einverständnis, kein Wort miteinander gewechselt; als wir schon fast im Dunkeln auf der Werfte angelangt waren, ergriff Anne Lene meine Hand. „Gute Nacht, Marz,“ sagte sie, „verzeihe mir; ich bin müde, ich muß schlafen; nicht wahr, Du kommst

recht bald einmal wieder zu uns heraus!“ Mit diesen Worten trat sie in die Hausthür, und bald hörte ich, wie sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf ging. Ich begab mich zu den alten Hofleuten, die in Gesellschaft des Boten am warmen Ofen bei ihrem Abendthee saßen. Wieb entfernte sich einen Augenblick, um Anne Lene ein Licht hinauf zu bringen; dann nöthigte sie mich an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und ich mußte erzählen und mir erzählen lassen. Darüber war es spät geworden, so daß ich nicht mehr zur Stadt zurück gehen mochte. Ich bat meine alte Freundin mir eine Streu in ihrer Stube aufzuschütten, und schlenderte, während dies geschah, in den Garten hinaus. Da ich in das Bosquet an der nördlichen Seite des Hauses kam, bemerkte ich, daß Anne Lene noch Licht in ihrem Zimmer habe. Ich lehnte mich an einen Baum und blickte hinauf. Es schien Alles still darinnen. Plötzlich aber entstand hinter den Fenstern eine starke Helligkeit, die eine Zeit lang in die kahlen Büsche des Gartens hinaus leuchtete und dann allmählig wieder verschwand. Mich überkam, während ich so im Dunkeln stand, eine unbestimmte Besorgniß, und ohne mich lange zu bedenken ging ich durch die Hinterthür in's Haus und die Treppe nach Anne Lene's Zimmer hinauf.

Die Thüre war nur angelehnt. Anne Lene saß an einem Tischchen mit den Füßen gegen den Ofen, in welchem ein helles Feuer brannte. Unter der Schür eines Päckchens, das auf ihrem Schooße lag, zog sie einen Brief hervor; sie entfaltete ihn und schien aufmerksam darin zu lesen. Nach einer Weile bewegte sie die Hand ein wenig, so daß das Papier von der Flamme des neben ihr auf dem Tische stehenden Lichtes ergriffen wurde. Ihr Gesicht trug dabei einen solchen Ausdruck von Trostlosigkeit, daß ich unwillkürlich ausrief: „Anne Lene, was treibst Du da?“

Sie blieb ruhig sitzen, ohne sich nach mir umzuwenden, und ließ den Brief in ihrer Hand verbrennen.

„Sie sind kalt,“ sagte sie, „sie sollen heiß werden!“

Ich war mittlerweile in's Zimmer getreten und hatte mich neben ihren Stuhl gestellt. Plötzlich, wie von einem raschen Entschluß getrieben, stand sie auf und legte beide Hände fest um meinen Hals; sie wollte zu mir sprechen; aber ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor, und so drückte sie

den Kopf gegen meine Brust und weinte eine lange Zeit, in welcher ich nichts thun konnte, als sie still in meinen Armen halten. „Nein, Marg,“ sagte sie endlich und mühte sich, ihrer Stimme einen festeren Klang zu geben, „ich verspreche es Dir, ich will nicht länger auf ihn warten.“

„Hast Du ihn denn so sehr geliebt, Anne Lene?“

Sie richtete sich auf und sah mich an, als müßte sie erst nachsinnen über diese Frage. Dann sagte sie langsam: „Ich weiß es nicht — das ist auch einerlei.“

Ich blieb noch eine Weile bei ihr, und allmählig wurde sie ruhiger. Sie versprach mir, Muth zu fassen, mir und unserer Mutter zu Liebe; sie wollte arbeiten, sie wollte in der kleinen Wirthschaft der alten Wieb die Anfänge des Land-Haus-haltes lernen, damit sie einmal als Wirthschafterin ihr Brod verdienen könne. Sie sah dabei fast mitleidig auf ihre kleinen Hände, deren Schönheit sie der Noth des Lebens opfern wollte. Nur zur Rückkehr nach der Stadt vermochte ich sie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menschen!“ sagte sie und sah mich bittend an, „laß mich hier, Marg, so lange es mir noch gestattet ist; aber komme oft einmal heraus zu uns!“

So verließ ich sie an diesem Abend; aber ich ging von nun an häufig den Weg über die Fennen nach dem Staatshof. — Anne Lene schien ihr Versprechen halten zu wollen; ich fand sie mehrere Male beim Säubern in der Milchammer, oder am Butterasse, wo sie abwechselnd mit der alten Wieb den Stempel führte; ja, sie ließ es sich nicht nehmen die Butter zum Kneten in die Mulde zu thun, ganz wie sie es von ihrer alten Wärterin gesehen hatte; sie schien es auch nicht zu merken, daß diese hinterher ganz im Geheim die letzte Hand an ihre Arbeit legte. Allein man fühlte leicht, daß die Theilnahme an diesen Dingen nur eine äußerliche war; eine Anstrengung, von der sie bald in der Einsamkeit ausruhen mußte.

Es war schon in der heißen Sommerzeit, als einige junge Leute aus unserer Stadt mit ihren Schwestern und Bekannten eine Landpartie nach dem Staatshofe hinaus zu machen wünschten. Man bat mich um meine Vermittelung bei Anne Lene; und mit einiger Mühe erhielt ich ihre Ein-

willigung. — So waren denn eines Sonntag-Nachmittags die verwilderten Gänge des Gartens wieder einmal von gepuzten Leuten belebt, und man sah zwischen den Büschen die weißen Kleider und die bunten Schärpen der Mädchen. Die alte Wieb mußte den großen Kaffeekessel hervordrehen; dann wurden die mitgebrachten Körbe ausgepackt und Alles vor der Hausthür dem Garten gegenüber servirt. Als der Kaffee vorüber war, stiegen die besten Kletterer unter uns in den Gipfel der beiden alten Linden, die zu den Seiten des Hofthores standen, indem Jeder das Ende eines ungeheuern Laues mit sich hinauf nahm. Bald war zwischen den höchsten Aesten eine Schaukel festgeknüpft und die Mädchen wurden eingeladen, sich hinein zu setzen. „Komm, Anne Lene,“ rief ein junger robust aussehender Mensch, indem er fast mitleidig auf ihre feine Gestalt herabsah, „setz Dich hinein; ich will Dir einmal eine ordentliche Motion machen!“

Anne Lene bedankte sich; aber ein munteres schwarzäugiges Mädchen ließ sich williger finden, und bald schwenkte Claus Peters die Schaukel, bis die kleine Juliane wie ein Vogel zwischen den Zweigen saß und endlich lebentlich um Gnade schrie. — Claus Peters war der Sohn eines reichen Brauers, und es hieß, sein Vater werde ihm den Staatshof kaufen, sobald er zum Aufstrich komme, und ihm eine glänzende Wirthschaft einrichten. Auch schien er in seinen Gedanken sich schon als den künftigen Besitzer zu betrachten; denn als wir später in Begleitung des Hofmanns zwischen den Baulichkeiten umhergingen, fand er überall etwas zu tadeln und sprach von den Verbesserungen, die hier vorgenommen werden müßten, während der alte Marten mit einem mißvergünstigen Brummen nebenher ging.

Es war allmählich spät geworden. Als wir von unserer Umschau zurückkehrten, fanden wir die Mädchen vor der Hausthür versammelt und Anne Lene unter ihnen.

Zwei derselben hatten ihre Hände gefaßt, als könnte sie nur mit zärtlicher Gewalt hier zurückgehalten werden. — „Ja, wenn wir Musik hätten!“ sagte die Eine. — „Musik!“ rief Peters, indem er an den dicken Goldberlock seine Uhr aus der Tasche zog, „ihr sollt bald Musik haben; in einer halben Stunde bin ich wieder da!“

Er war zu Pferde herausgekommen, und rief nun in's Haus nach dem Hofmann. „Bring mir den Braunen, Marten; aber brauch deine Beine!“ Der Alte knurrte etwas vor sich hin; aber er that doch wie ihm geheißen, und bald ritt Peters im Galopp zum Thor hinaus. Wir Andern gingen in's Haus und besichtigten oben den Tanzsaal. Es kam uns eine dumpfe Luft entgegen, als wir die verschlossene Thür des alten Prunzgemachs geöffnet hatten.

Die goldgeblühten Tapeten waren von der Feuchtigkeit gelöst und hingen theilweise zerrissen an den Wänden; überall stachen noch die Stellen hervor, wo vor Zeiten die Familien-Portraits gehangen hatten. Wir gingen wieder hinab und trugen einen Tisch und einige Gartenbänke in das leere Zimmer; dann öffneten wir die Fenster, durch welche es von den draußen stehenden Bäumen schon herein zu dunkeln begann, und die Mädchen umfaßten sich und tanzten miteinander. „Wartet!“ rief ich, „wir wollen einen Kronleuchter machen!“ denn oben an der Zimmerdecke gewahrte ich noch die Krämpfe, an der einst die Krystallkrone über der Festtafel des Hauses gehangen hatte. Bald waren zwei Holzleisten aufgefunden und kreuzweis übereinander genagelt.

Anne Vene ging mit den Mädchen in den Garten hinab; und aus dem Fenster sah ich, wie sie die Blumen von den Jasminbüschen und von den rothblühenden Himbeersträuchern brachen. „Pflückt nur,“ sagte Anne Vene, als eins der Mädchen fragend zu ihr umschaute, „es blüht hier doch für sich allein.“ Aber sie selber stand dabei; sie pflückte nichts. — Nach einer Weile kamen Alle wieder herauf und machten sich daran, meinen Kronleuchter eins um's andere mit weißen und rothen Blüten zu bewinden; dann, nachdem an jedem Ende eine Kerze befestigt und angezündet war, wurde das Kunstwerk aufgehangen. Die wenigen Lichter konnten den weiten Raum nicht erhellen; aber draußen war schon der Mond aufgegangen und schien durch die Fenster; und es war amnuthig, wie die Blumenleuchte mitten in dem öden Zimmer schwebte und wie der Duft erregt wurde, wenn die Mädchen unten durch tanzten. Plötzlich hörten wir ein Pferd auftraben und einen lauten Peitschenknall.

„Da kommt die Muff!“ hieß es; und Alle

drängten an die Fenster. — Draußen unter den Bäumen hielt Peters; eine kleine dürre Gestalt klebte hinter ihm auf dem Pferde, Geige und Bogen in der Hand.

Bei näherem Hinschauen erkannte ich wohl, daß es der alte Drees-Schneider war, ein vielgewandtes Männchen, das bald mit der Nadel, bald mit dem Fiedelbogen für seinen Unterhalt sorgte, und den die harte Zeit gelehrt hatte, sich manchen derben Spas gefallen zu lassen. — „Nun Drees, spiel Eins auf!“ rief Peters, „mach dein Compliment vor den Damen!“ Aber so wie der Alte die Hand vom Sattel ließ und seine Geige unter's Kinn stützte, rührte Peters das Pferd mit den Sporen, daß es ausschlug; und der Alte schwankte und griff hastig wieder nach dem Sattel. Anne Vene stand vor mir; ich sah in der schwachen Beleuchtung wie die Röthe ihr in die Schläfen hinaufstieg.

„Drees!“ rief sie, „komm herab Drees!“ — Der Alte machte Anstalt hinabzuklimmen; aber der Reiter lachte und gab seinem Pferd die Sporen. „Marten,“ sagte Anne Vene zu dem Hofmann, der mit seiner alten Frau vor der Thür stand, „halte das Pferd, Marten!“ — „Oho, Anne Vene!“ rief Peters; allein er machte doch keinen Versuch, seine Späße fortzusetzen und ließ es geschehen, daß Marten dem alten Drees herunter half.

Gleich darauf waren Alle oben im Saal, und nachdem Peters dem alten Musikanten seine Angst durch einige Gläser Wein vergütet hatte, setzte dieser sich auf ein kleines Faß und begann seine Stücke aufzustreichen. Die Paare traten an, und bald wurde unsere Blumenleuchte vom Wirbel der Tanzenden hin und her bewegt. Ich suchte Anne Vene; aber sie mußte unbemerkt hinausgegangen sein, und da für mich keine Tänzerin übrig geblieben war, so verließ ich ebenfalls den Saal, in der Meinung, sie unten bei den alten Hofleuten anzutreffen.

Als ich in das Gefindezimmer trat, sah ich indessen nur die alte Wieb, welche eifrig an ihrem Strickstrumpf arbeitete. Sie zog eine Nadel aus dem Brusttag und störte damit in der Lampe, die den ziemlich großen Raum nur spärlich erhellte. Dann sah sie zu mir auf und sagte: „Ihr seid ja gewaltig lustig, Marg! Claus Peters spielt wohl schon den Herrn im Staatshof?“

„Er wird es bald genug sein,“ antwortete ich, „das ist nicht mehr zu ändern!“

Die Alte schwieg eine Weile, und ihre Gedanken schienen sich von dem alten Besizthum der Familie zu dem letzten Nachkommen derselben hin zu wenden. „Marg,“ sagte sie, indem sie den Strickstrumpf auf den Tisch legte, „warum bist Du auch so lange fort gewesen?“

„Was hätte ich denn ändern können, Wieb?“

„Und die zwei langen Jahre! — Wenn nur der Unglücks Mensch nicht gekommen wäre!“ fuhr sie fort wie zu sich selber redend. „Sie war dazumal noch die reiche Erbtöchter; heißt das, sie war so in der Leute Mäuler; aber schon als die alte Frau in die Ewigkeit ging, ist nichts übrig gewesen als die schweren Hypotheken. Gott besser! Nun soll gar der Hof verkauft werden. — Nicht meinewegen, Marg, nicht meinewegen; Marten und ich helfen uns schon durch, die übrigen paar Jahre.“

„Es ist wohl so am besten, Wieb,“ sagte ich, „vielleicht bleibt noch ein Restchen übrig für Anne Lene, so daß sie nicht ganz verarmt ist.“

Die alte Frau wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Es ist grausam,“ sagte sie kopfschüttelnd, „so eine Familie!“

Von oben schallte das Scharren der Tanzenden; im anstößenden Stalle hörte ich, wie täglich um diese Zeit, den Hofmann den Karren und die übrigen Geräthe für die Nacht an ihren Platz bringen.

Als ich auf sah, stand Anne Lene in der Thür. Sie war blaß, aber sie nickte freundlich nach uns hin und sagte: „Willst Du nicht tanzen, Marg? Ich bin oben gewesen; die kleine Juliane sucht Dich mit ihren braunen Augen schon in allen Ecken!“

„Du scherzest, Anne Lene; was geht mich Juliane an?“

„Mein, nein, Marg! Nimm Dich in Acht; Claus Peters tanzt schon den zweiten Tanz mit ihr.“

„Aber Anne Lene!“ — Ich trat zu ihr. „Willst Du nicht mit mir tanzen?“

„Weßhalb denn nicht?“

„Aber eine Menuet, Anne Lene!“

„Eine Menuet, Marg!“ — „Und,“ fügte sie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Freund Simon darf dabei sein?“

Als wir gehen wollten, faßte die Alte Anne Lene's Hand und strich ihr mit der andern das feine Haar von den Schläfen: „Kind,“ sagte sie besorgt, „der Doctor hat's Dir ja verboten!“

Aber Anne Lene erwiderte: „O gute Wieb, es schadet nicht, ich weiß das besser als der Doctor!“ Und mein Verlangen mit ihr zu tanzen war so groß, daß ich mir diese Versicherung gefallen ließ.

Als wir oben in den Saal getreten waren, ging ich in die Ecke zu dem kleinen Drees und bestellte eine Menuet. Er blätterte in seinen Büchern umher, aber er hatte den alten Tanz nicht mehr darin; wir mußten uns mit einem Walzer begnügen. Claus Peters trat an den Tisch, schenkte ihm das Glas voll und stieß mit ihm an. „Aufgespielt, Drees!“ rief er, „aber frage nicht so, es kommen keine Leute an den Tanz.“

Der Alte setzte sein Glas an den Mund. „Nun Herr Peters,“ sagte er, indem er den jungen Menschen mit seinen kleinen scharfen Augen ansah, „auf daß es uns wohl gehe auf unsern alten Tagen!“

„Weßhalb sollte es uns nicht wohl gehen, Drees?“ erwiderte Peters, indem er der kleinen Juliane die Hand bot und sich mit ihr an die Spitze der Tanz-Colonne stellte.

Ich trat mit Anne Lene in die Reihe. Der Alte begann seine Geige zu streichen, und nickte uns freundlich zu, als wir im Tanz an ihm vorüberkamen. — Ich glaube noch jetzt, daß er damals vortrefflich spielte; denn er war nicht ungeschickt in seiner Kunst, und eingedenk mancher kleinen Freundlichkeit, die er von uns empfangen hatte, mochte er nun sein Bestes versuchen; der Saal mit seinen leeren Wänden wurde ganz von Klang erfüllt.

Wir hatten lange nicht zusammen getanzt, Anne Lene und ich. Aber es war nicht vergessen; ich fühlte bald, sie tanzte noch wie sonst. Es ging so leicht zwischen den übrigen Paaren hin; ihre Augen glänzten; sie lächelte und ihr Mund war geöffnet, so daß die weißen Zähne hinter den feinen rothen Lippen sichtbar wurden; ich glaubte es zu fühlen, wie die Lebenswärme durch ihre jungen Glieder strömte. Bald sah ich nichts mehr von Allen, was sich um uns her bewegte; ich war allein mit ihr; diese festen klingenden Geigenstriche hatten uns von der Welt geschieden; sie lag verschollen, unerreichbar weit dahinter.

Dann pausirten wir. An dem offenen Fenster, wo wir standen, floß das Mondenlicht mit dem dürftigen Kerzenschein zu einer unbestimmten Dämmerung zusammen. Anne Lene stand athmend

neben mir, sie schien mir ungewöhnlich blaß.

„Wollen wir aufhalten?“ fragte ich sie.

„Weßhalb Marg? Es tanzt sich heut so schön!“

„Aber Du verträgst es nicht?“

„D doch! — Was liegt daran!“

Wir tanzten schon wieder, als sie die letzten Worte sprach. Wir tanzten noch lange. Als aber bei einer neuen Pause Anne Yene mit der Hand nach dem Herzen griff und zitternd mit dem Athem rang, da bat ich sie mit mir in den Garten hinab zu gehen. Sie nickte freundlich und wir gingen aus dem Saal nach ihrem Zimmer, um ein Umschlagetuch für sie zu holen. — Ich fühlte wohl damals schon, daß die Sorge um Anne Yene's Gesundheit mich nicht allein zu jener Bitte veranlaßt hatte; denn als wir die Treppe zu dem dunklen Flur hinabstiegen, war mir, als wenn ich mit einem glücklich geraubten Schatz in's Freie flüchtete.

Mir ist aus jenen Stunden noch jeder kleine Umstand gegenwärtig; ich glaube noch durch die Fensterscheiben der altmodischen Hausthür das Mondenlicht zu sehen, das draußen wie Schnee auf den Steinflecken vor dem Hause lag; im Heraustreten hörten wir drinnen in der Gefindestube die alte Nies den Schrank verschließen, in welchem sie das Brautkissen ihres Lieblingskinds aufgespeichert hatte. — Es war eine laue Nacht; über unsern Köpfen surrten die Nachtschmetterlinge, die den erleuchteten Fenstern des oberen Stockwerks zusflogen; die Luft war ganz von jenem süßen Duft durchwürt, den in der warmen Sommerzeit die wolligen Blütenkapseln der rothblühenden Himbeere auszukümmern pflegen. Anne Yene knüpfte ihr Schnupftuch um den Kopf; dann gingen wir, wie wir es oft gethan, um die Ecke des Hauses und über die Berste nach dem Baumgarten zu. Wir sprachen nicht; ich wollte Anne Yene bitten, ihre Augen wieder nach der Welt zurück zu wenden und nicht mehr in den Schatten der Vergangenheit zu leben; aber das beunruhigende Bewußtsein einer eigennützigern Bitte, die ich für günstigere Zeiten im Grunde meines Herzens zurückbehielt, raubte mir den Athem und ließ kein Wort über meine Lippen kommen. Das Herz klopfte mir so laut, daß ich immer fürchtete, es werde auch ohne Worte meine innersten Gedanken kund machen. Wir gingen durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwischen die schimmernden Stämme

der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtstrahl durchließen. Die dünnen Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unsern Füßen; und über uns, von dem Geräusche aufgestört, flogen die Raben von ihren Nestern auf und rauschten mit den Klügeln in den Blättern. Anne Yene ging schweigend und in sich verschlossen neben mir; ihre Gedanken mochten dort sein, von wo ich sie so sehnlich zurückzurufen wünschte. — So waren wir bis zur Graft hinabgekommen, welche auch hier die Grenze des eigentlichen Hofes bildete.

Zwischen den Bäumen, welche jenseits des Wassers standen, sah man wie durch einen dunklen Rahmen in die weite mondberhellte Landschaft hinaus, in welcher hie und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelkleeven aus der Ebene ragten. Es war so still, daß man nichts hörte, als das Säuseln des Schilfs, das in den Gräben stand. „Sieh Anne Yene,“ sagte ich, „die Erde schläft; wie schön sie ist!“

„Ja, Marg!“ erwiderte sie leise, „und Du bist noch so jung!“

„Bist Du denn das nicht mehr?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Kommi,“ sagte sie, es ist hier feucht.“ — Und wir gingen weiter, durch eine verfallene Lutzämnung in den seitwärts vom Hause liegenden Gemüsegarten und unten an dem Wasser entlang nach den Bosquet-Parteien, die vor dem Hause lagen. Hier waren wir auf unserem alten Spielplatz; es waren noch dieselben Büsche, zwischen denen wir einst als Kinder in die Irre gegangen waren; nur hingen ihre Zweige noch tiefer in den Weg als damals. Wir gingen auf dem breiten Steige neben der Graft, die sich im Schatten der Bäume breit und schwarz an unsere Seite hinzog. Man hörte das leise Klupfen des Viehs, welches jenseits auf der Benne im Mondschein grafete, und drüben von der Rohrplantzung her scholl das Zwitschern des Rohrperlings, des kleinen wachen Nachtgefellen. Bald aber horchte ich nur dem Geräusch der kleinen Füße, die in einiger Entfernung so leicht vor mir dahin schritten.

In diese heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gelende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, so vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die sich draußen über der

geheimnißvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Fluth dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Oede und Verlorenheit überfiel mich; mir graute, daß das Land unter meinen Füßen sich immerfort bis hin an jene wüste ungeheure Wassermaße erstreckte. Fast ohne es zu wissen stieß ich Anne Yene's Namen hervor und streckte beide Arme nach ihr aus.

„Marz, was ist Dir?“ rief sie und wandte sich nach mir um, „hier bin ich ja!“

„Nichts, Anne Yene,“ sagte ich, „aber gib mir Deine Hand; ich hatte das Meer vergessen, da hörte ich es plötzlich!“

Wir standen auf einem freien Plage vor dem alten Garten-Pavillon, dessen Thüren offen in den zerbrochenen Angeln hingen. Der Mond schien auf Anne Yene's kleine Hand, die ruhig in der meinen lag. Ich hatte nie das Mondenlicht auf einer Mädchenhand gesehen, und mich überschlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist. Unwillkürlich schloß ich die Hand des Mädchens heftig in die meine; doch mit der Scheu, die der Jugend eigen, sah ich in demselben Augenblick zu Boden. Als aber Anne Yene ihre Hand schweigend in der meinen ließ, wagte ich es endlich zu ihr empor zu sehen. Sie hatte ihr Gesicht zu mir gewandt und sah mich traurig an; mitleidig, ich weiß noch jetzt nicht, ob mit mir oder mit sich selbst. Dann entzog sie sich mir sanft und trat auf die Schwelle des Pavillons.

Ich sah durch die Lücken des Fußbodens das vom Mond beleuchtete Wasser glitzern und faßte Anne Yene's Kleid, um sie zurück zu halten. „Sorge nicht, Marz,“ sagte sie, indem sie hinein trat und ihre leichte Gestalt auf den losen Brettern wiegte, „Holz und Stein bricht nicht mit mir zusammen.“

— Sie ging an das gegenüber liegende Fenster und sah eine Weile in die helle Nacht hinaus, dann hob sie mit der Hand ein Stück der alten Tapete empor, das neben ihr an der Wand herab hing und betrachtete im Mondenlicht die halb erloschenen Bilder. „Es hat ausgedient,“ sagte sie, die schönen Schäferpaare wollen sich auch empfehlen. Es mag ihnen doch allmählig aufgefallen sein, daß die sauberen weiß toupirten Herren und Damen so Eines nach dem Andern ausgeblieben sind, mit denen sie einst zur Sommerzeit so mun-

tere Gesellschaft hielten. — Einmal,“ und sie ließ ihre Stimme sinken, als rede sie im Traume, „einmal bin ich auch noch mit dabei gewesen; aber ich war noch ein kleines Kind, Wieb hat es mir oft nachher erzählt. — Nun fällt Alles zusammen! Ich kann es nicht halten, Marz; sie haben mich ja ganz allein gelassen.“ Mir war, als dürfte sie so nicht weiter reden. „Laß uns in's Haus gehen,“ sagte ich, „die Anderen werden bald zur Stadt zurück wollen.“

Sie hörte nicht auf mich; sie ließ die Arme an ihrem Kleide herab sinken und sagte langsam: „Er hat so Unrecht nicht gehabt; — wer holt sich die Tochter aus einem solchen Hause!“

Ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen schossen. „O Anne Yene,“ rief ich und trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinauführten, „ich — ich hole sie! Gib mir die Hand, ich weiß den Weg zur Welt zurück!“

Aber Anne Yene beugte den Leib vor und machte mit den Armen eine hastige abwehrende Bewegung nach mir hin. „Nein,“ rief sie, und es war eine Todesangst in ihrer Stimme, „du nicht, Marz; bleib! es trägt uns beide nicht.“

Noch auf einen Augenblick sah ich die zarten Umrisse ihres lieben Antlitzes von einem Strahl des milden Lichts beleuchtet; dann aber geschah etwas und ging so schnell vorüber, daß mein Gedächtniß es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens schlug in die Höhe; ich sah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Wasser rauschen. Ich riß die Augen auf; der Mond schien durch den leeren Raum. Ich wollte Anne Yene sehen, aber ich sah sie nicht. Ich mühte mich vergebens einen Entschluß zu fassen oder auch nur mich von der Stelle zu bewegen. Mir war, als renne in meinem Kopfe etwas davon, das ich um jeden Preis wieder einholen müßte, wenn ich nicht wahnsinnig werden wollte. Und während meine Gedanken diesem Urding nachjagten, verrann die Zeit. — Wie lange ich so gestanden, weiß ich nicht. Ein durchdringender Schrei, der in mein Ohr gellte, brachte mich endlich wieder zur Besinnung. Ich war es selbst, der so geschrien hatte. Ich hörte vom Hause her die Tanzmusik, aber ich hatte noch keinen Willen. Da fühlte ich eine Hand sich schwer auf meine Schultern legen und eine Stimme rief: „Marz, Marz, was macht ihr da? Wo ist das Kind?“